

Der Sonntagsgast.

Meine gute Tante Vene hatte nie einen Arzt gebraucht und war 84 Jahre alt. An diese Thatsache knüpfte ich keine Bemerkung. Tante Vene hatte nun aber seit einiger Zeit angefangen, über ihr Gehör zu klagen, und seit Kurzem klagte sie auch über Schmerzen im rechten Ohr. Aber einen Arzt wollte sie nicht. Unter keinen Umständen. Sie behandelte sich selbst mit allerlei Hausmitteln. Aber die Halsen nichts, und die Schmerzen nahmen zu. Da sahen wir Familienmitglieder einen Entschluß. Ich sollte zu einem Spezialarzt gehen, ihm die Art des Leidens der guten Tante Vene schildern, so gut ich konnte, und dann um seinen Rath bitten. Er konnte uns auch gewiß einen Vorschlag machen, in welcher Weise Tante Vene am besten zu bewegen wäre, sich eventuell einer Untersuchung zu unterwerfen.

Als Spezialität, die weit und breit bekannt war, wählten wir Professor Grobian. Er hieß eigentlich ganz anders; da er aber ebenso groß wie berühmter war, nein, noch viel größer — so hatte man ihm jenen Namen zugelegt.

Also ich ging zur Zeit seiner Sprechstunden in die Wohnung des Professors Grobian. Sein Wartezimmer war voll von Menschen, und ich setzte mich in eine Ecke. Mitten im Zimmer stand ein großer Mann in einer Art von Dienereiniform, der jedem Eintretenden eine Nummer gab und ihn dabei anfangs als was es sein ließ.

Nachdem ich eine kurze Zeit in der Ecke gesessen hatte, kam der große Mann mit wühlenden Blicken auf mich zu, wies auf ein Paar recht schmutzige Gummischuhe, die neben mir auf dem Fußboden standen, und sagte mir an: „Herr, nehmen Sie die Gummischuhe da weg! Die gehören nicht in's Wartezimmer.“

Ich ärgerte mich und beschloß, den Mann wieder zu ärgern.

„Mein Herr,“ sagte ich also mit sanfter und ruhiger Stimme, „mein Herr, welcher Art auch die Stellung sein mag, die Sie in diesem Hause einnehmen, gefahren Sie mir die höfliche Bemerkung, daß meiner Ueberzeugung nach Gummischuhe allerdings in's Wartezimmer gehören.“

„Ne, sag' ich Ihnen, die müssen draußen gelassen werden auf'm Vorplatz. Verstehen Sie wohl? Bringen Sie die Schuhe raus!“

„Erlauben Sie, mein Herr —“

„Og was, Sie —!“ Er kam dicht an mich heran, trat mich auf den Fuß, daß ich laut aufschrie, erzog die Gummischuhe und warf sie in einem größeren Bogen auf den Vorplatz hinaus.

Im selben Augenblicke flog die Thür auf, die ins Sprechzimmer des Herrn Professors führte, und ein am Oberkörper fast nackter Mann wurde in's Sprechzimmer geschleudert. Ein Rod und eine Weste flogen ihm nach. Der Mann wimmerte kläglich, zog Rod und Weste langsam an und suchte am Fußboden umher. Dabei erzählte er, immer leise jammern, er hätte es so auf dem Magen, und der Herr Professor hätte ihn unterliegen wollen, und da hätte er das Sempflaster gesehen, das er auf'm Magen trüge, und da hätte der Herr Professor ihn so furchtbar angegriffen, was das wäre.

„Das hat mir mein Hausarzt aufgelegt,“ hab' ich gesagt.

„Dann lassen Sie sich das erst von Ihrem Hausarzt herunterreißen!“ hat Herr Professor gerufen, und dabei hat er mich angepackt und mich so furchtbar hinausgeworfen.“

„Machen Sie hier nicht so'n furchtbaren Kabaal!“ herrschte der Mann in der Dienereiniform den still jammern den Patienten an. „Was suchen Sie denn da auf'm Fußboden herum?“

„Meine — meine Gummischuhe.“

„Was, das sind Ihre Gummischuhe?“

Er kam wütend auf mich zu; ich brachte aber schnell meine Füße unter dem Stuhl in Sicherheit. „Warum haben Sie denn nicht gesagt, daß das nicht Ihre Gummischuhe sind?“ schrie der Mensch mich an.

„Weil Sie nicht die Güte gehabt haben, mich danach zu fragen, geehrter Herr, und weil ich mir durch eine vielleicht vorlaute Bemerkung nicht ein noch größeres Maß Ihres Unwillens zuziehen wollte.“

Die Leute um uns her lachten, und der Diener wendete sich in gesteigertem Grobheit wieder dem hinausgeworfenen Patienten zu.

„Ihre schmierigen Gummischuhe stehen draußen, aber das sage ich Ihnen, wenn Sie wiederkommen —“

„Ach nein, ich komme nicht wieder — ganz gewiß nicht.“

„Ich uns ja ganz egal, ob Sie wiederkommen oder nicht. Seien Sie so gut und kommen Sie nicht wieder. Aber wenn Sie wiederkommen, dann lassen Sie Ihre schmierigen Gummischuhe draußen auf'm Vorplatz stehen. Ru reden Sie man nicht noch. Is ja gut. Adieu. — Nummer 26. Kanu? Is Nummer 26 wohl erloschen? Aha, Sie Madame sind Nummer 26. Wollen Sie sich mal'n bischen quid 'reingeh'n? Reinen wohl, Herr Professor hat sein bischen Zeit gelassen!“

Nach gut einständigem Warten kam Nummer 41 an die Reihe. Das war ich. Ich trat in das berühmte Sprechzimmer und sah mich sofort einem großen Manne mit ungeheurem Ansehensbart

gegenüber. Einige Schritte hinter ihm stand eine robuste Frau in Krankenwarterkleidung, ohne Zweifel seine Gehilfin.

„Was haben Sie?“ fragte sehr kurz der Professor.

„Erlauben Sie, Herr Professor —“

„Erlaubt wird hier garnichts. Antworten Sie kurz auf meine Fragen. Nase, Ohr oder Hals? Anderes behandle ich nicht. Also, was ist's?“

„Es handelt sich um eine Ohrkrankheit, aber —“

„Aha, endlich! Setzen Sie sich dahin! Da auf den Stuhl, zum Donner —!“

Nach ehe ich in dem Stuhl saß, hatte mich die robuste Gehilfin schon beim Kopf gefaßt und drückte ihn zusammen wie mit einem Schraubstock.

„Aber, Herr Professor, ich bitte Sie —“

„Halten Sie den Mund!“

Jetzt sah ich plötzlich an der Stirn des Professors eine Flamme aufleuchten, und im selben Momente fühlte ich ein Instrument in meiner Nase.

„Anodenausschwamm in der Nase.“

„Davon hab' ich nie was bemerkt, Herr Professor.“

„Aber ich. Da haben Sie Schmerzen.“

„Nein, ganz gewiß nicht.“

„Da haben Sie Schmerzen! Zum Donnerwetter!“ Dabei schlug er mir mit einer Art von Schlüssel heftig auf den Nasenknochen.

„Au, Au! Ja, jetzt hab' ich Schmerzen.“

„Seh'n Sie wohl? Sie müssen in meine Nasentrommel.“ Zugleich verpöchte ich jetzt auch eine Maschine im rechten Ohr, von der aus sich der Strom irgend einer Flüssigkeit zur Maschine in meiner Nase ergoß, während inmitten dieses Stromes sich etwas wie eine eiserne Walze schnell um sich selbst drehte. Es war, als sollte mir zwischen Nase und Ohr ein dreiter Tunnel gegraben werden. Das ist aber ein sehr unangenehmes Gefühl.“

„Sagen Sie still, Herr, wenn ich Ihnen helfen soll!“

„Aa, Herr Professor, nur ein Wort, meine alte Tante —“

Da ging's mir aber schlecht. Fast brillend fuhr der Herr mich an: „Zum Henker mit Ihrer alten Tante! Lassen Sie sich meinewegen von Satans Großmutter behandeln, aber dann kommen Sie nicht zu mir! Man muß sich ja verschiedene Sorten von Dummheiten gefallen lassen, aber wenn mir Einer mit 'ner alten Tante kommt. . . . Sie sollten sich was schämen!“

Der Herr Professor hatte bei diesem Jornausschreie eine wühlende Handbewegung gemacht, und plötzlich fühlte ich einen heftigen Schmerz im Ohr. Ich schrie laut auf:

„Da ist mir was im Ohr entzweigegangen!“

Die Maschine ward entfernt, und der Professor sah mir mit dem Spiegel in's Ohr.

„Na ja, Sie müssen nachher in meine Ohrentrommel. Uebrigens liegt's bei Ihnen nicht im Ohr, sondern im Gaumen.“

„Muss ich dann auch in Ihre Ohrentrommel?“

„Wird sich finden. Jetzt antworten Sie! Sind in Ihrer Familie Fälle von Taubheit?“

„So viel ich weiß, nein, das heißt —“

„Antworten Sie kurz mit Ja oder Nein auf meine Fragen. Ihre langen Reden anzuhören, habe ich keine Zeit. Also ist Taubheit in Ihrer Familie?“

„Ja.“

„Wer von Ihren Verwandten war oder ist taub?“

„Jetzt oder nie, dachte ich.“

„Meine alte Tante —“

„Herr, ich rufe meinen Hausknecht, wenn Sie wieder mit Ihrer alten Tante kommen.“

„Die ist ja aber gerade taub; deshalb bin ich ja gerade hier,“ sagte ich so schnell wie irgend möglich.

„Was?!“

„Ja,“ fuhr ich hastig fort, „sie ist 84 Jahre alt, hört sehr schlecht und hat starke Schmerzen im Ohr. Sie will aber durchaus keinen Arzt.“

„Und deshalb stehen Sie mit meiner Zeit?“ schrie Professor Grobian mich an.

„Ich konnte ja nicht zu Wort kommen.“

„Mögen Sie sich nicht lächerlich. Aber Sau haben Sie, colossales Schwein — wenn's nicht so kommt, wägen Sie natürlich wieder viel zu spät hergejammert mit Ihren miserablen Ohren und Nasen, kommen ja immer zu spät, die Schafstöpfe.“

„Herr Professor,“ warf ich schüchtern ein, „bisher habe ich aber doch ganz gesunde Ohren gehabt.“

„Herr, werden Sie nicht grob. Wie können Sie wissen, ob Sie gesunde Ohren haben. Das ist meine Sache. Und nun Schluß. Honorar 20 Mark.“

Kommen Sie übermorgen wieder. Adieu.“

„Aber, Herr Professor, ich möchte Sie doch dringend bitten, sich einmal zu meiner Tante zu bemühen.“

„Glende Qualerei! Frau Adich, wann kann ich?“

Die Gehilfin blühte in ein großes Buch auf dem Schreibtisch.

„Heute noch 8 Consultationen und 3 Operationen, morgen 9 Consultationen und 4 Operationen, übermorgen 3 Consultationen — also, Herr Professor, übermorgen Nachmittags 2 Uhr.“

„Also, Sie hören, übermorgen 2 Uhr. Schreiben Sie Namen und Wohnung dort in das Buch.“

„Vielen Dank, Herr Professor, und noch eine dringende Bitte. Es ist eine so alte Frau — sie hat nun mal die gewöhnliche Abneigung gegen Ärzte. Können wir nicht irgend eine Ausrede gebrauchen?“

„N Thierbändiger bin ich nicht. Das machen Sie nur allein,“ sagte Professor Grobian.

Seine Gehilfin hielt schon seit mehreren Minuten den Thürdrücker in der Hand, mit dem schließlichen Bestreben, meinen Ausgang zu beschleunigen.

Ich ging nun nach Hause und mir hielten einen Familienrath ab, in welcher Weise Tante Vene am besten auf die Consultation vorzubereiten sei. Wir sahen die einfachsten und die abenteuerlichsten Pläne, bemerkten sie aber alle wieder. Wir waren zu fest überzeugt, daß Tante Vene überhaupt auf gar keinen Plan des Professors eingehen würde. Wir beschloßen also, ihr den Besuch des Professors gar nicht vorher anzudeuten und Alles einem glücklichen Zufalle zu überlassen. Auch der Familie, bei welcher Tante Vene in Pension war, durften wir nichts verrathen. Die Leute konnten nicht schweigen, und Tante Vene würde sicher nicht zu Hause sein, wenn sie die Zeit des ärztlichen Besuchs erlöste.

Unserem Familienplane gemäß begab ich mich also etwas vor der festgesetzten Zeit vor die Wohnung Tante Vene's. Genau auf die Minute rollte der Wagen des Professors heran. Wir betreten zusammen die Wohnung. Frau Volten, die Wirtin Tante Vene's, öffnete uns — „Ihre Tante schläft,“ sagte sie zu mir. „Das schien mir schon der glückliche Zufall zu sein, auf den wir gehofft hatten.“

„Wäre es nicht möglich, Herr Professor, daß Sie die alte Frau im Schlafe —“

„Wollen sehen. Wo ist sie?“

„Frau Volten,“ belehrte ich die Frau vom Hause, „der Herr Professor will Tante Vene's Ohr mal untersuchen. Bitte, ganz leise.“

Wir traten ganz leise in's Zimmer. Da lag die gute Alte in ihrem Leibstiefel und hielt ihr Mittagsgeschlächchen.

„Wie ist es gehen?“ fragte ich leise.

„Vielleicht. Bringen Sie eine Lampe.“

„Lampe? Lampe? Was für 'ne Lampe?“

„ne Petroleumlampe.“

„ne brennende Petroleumlampe?“

„Ja, ja.“

„Am hellerlichten Tag?“

„Zum Donnerwetter, bringen Sie eine brennende Petroleumlampe am hellerlichten Tag, ja, ja!“

„Dann muß ich aber erst Petroleum vom Krämer holen.“

„Herzogt und dein Thierreich! Dann holen Sie es vom Krämer, aber laufen Sie!“

Da war Tante Vene aufgewacht und blickte höchst verwundert auf ihre Gäste.

„Sie eilte zu ihr und rief laut: „Tante Vene, hier ist ein Doctor. Er will dir nur 'mal eben in's Ohr sehen.“

„Ohren —? Ohren? Ach, ist wohl 'n Sohn von dem alten Ohren in Gremshagen?“

„Er will dir 'mal eben in's Ohr — seh'n, — es ist ein Doctor,“ wiederholte ich noch lauter und schärfer.

„Warum das denn?“

„Weil du doch so viel Schmerzen im Ohr hast.“

„Schmerzen? Bewahre, hab' ich nicht mehr. Das war 'n kleines Geschwür, ist gekostet von selbst aufgegangen und nur spritzt Frau Volten immer mit Kamillenthee. Kamillenthee ist das Allerbeste.“

„Ich hab' gar keine Schmerzen mehr. Ist Alles wieder gut. Ich brauch' keinen Doctor!“

„Aber, Tante Vene, du kannst ja nicht gut hören.“

„Ach, ich höre ja immer zu. Und wenn ich auch nicht immer Alles hör' — es ist sehr gut, wenn man nicht immer Alles hört. Ich brauch' keinen Doctor!“

Der Herr Professor hatte mit starrem gezeigter Stirn zugehört. Jetzt näherte er sich der alten Frau und fragte: „In welchem Ohr war denn das Geschwür?“

„Was sagt er? Von welcher Art das Geschwür war?“

„Nein,“ rief ich laut, „Herr Professor fragt, in welchem Ohr du das Geschwür gehabt hast?“

Tante Vene lachte verschmilt. „Das sag' ich nicht. Ich will keinen Doctor. Kamillenthee ist besser.“

Ich sah, wie des Professors Gesicht dunkelroth wurde, wie seine Stirnadern anschwollen und wie er mächtig gegen einen Jornausschreie kämpfte. Ich sah auch, wie er sich besetzte und sich schweigend zum Gehen wendete. Das rückte mich und ich gewann den Mann ordentlich lieb in dem Augenblicke.

„Dann brauch' ich wohl kein Petroleum zu holen?“ fragte hämisch Frau Volten. Der Professor warf ihr einen vernichtenden Blick zu und ging. Ich folgte ihm an den Wagen.

„Herr Professor,“ sagte ich herzlich, „ich bitte um Entschuldigung für die alte Frau und danke Ihnen.“

„Was? Wofür?“ unterbrach mich barsch Professor Grobian.

„Dah Sie sich so bezwungen haben der alten Frau gegenüber.“

„Das geht Sie gar nichts an. Freilich, man müßte überhaupt weniger zutoorkommend sein. Adieu.“

„Ich komme also heute Nachmittags in Ihre Sprechstunde, Herr Professor.“

„Ja haben Sie denn noch Schmerzen im Ohr?“

„Schon viel weniger.“

„Na, dann lassen Sie nur. Geh'n Sie lieber zu Ihrer alten Tante; die ist mir doch über!“

Aus dem Tagebuch eines Todten.

Von einem Kriegsberichterstatter, Hans Detmann.

Es war nach der Schlacht am Spion Kop, nach dem denkwürdigen Sturm vom 24. Januar 1800, als die Engländer mit entsetzlichen Verlusten aus ihren festen Positionen von den stämmigen Buren vertrieben wurden. Drei Tage nach diesem Ereignis erklomm ich in Begleitung mehrerer Buren nach mehrstündigem Wirt die Höhe. Ueberall auf der Kruppe des Berges, wo der Kampf am heftigsten geübt hatte, lagen noch die Leichen von Engländern, die Zeichen der Verwesung, der Zerstückung trugen. Ein graufiges Bild inmitten der stillen, friedlichen Landschaft. Ein Graben, eine Schanze voll toter Engländer, die unbedeutend den Jörn des Himmels auf sich, auf ihre Führer, auf die Anführer all diesen Glends herabgerufen zu haben schienen. Eine Gruppe lag mit beiderseits an!

Ohne Stiefeln, die geleerten Taschen herabhängend, unbelästigt von den nach Beute lachenden Aasgeiern, die in der Ferne fröhliche Opfer suchten, lagen sie da. Der linke Arm des Einen wies mit ausgestrecktem Finger zum Himmel, als ob der Todte hätte anzeigen wollen, daß es noch eine höhere Macht gebe, die über die Geschicke der Menschen, über die Zukunft Afrikas entscheiden könne, als das mächtige England.

Hier gebe ich ein Bild der graufigen Stätte, deren Erinnerung sich tief in mein Gedächtniß gegraben hat. Da lag ein junges Kerlchen von vielleicht 20 Jahren; sein Helm neben ihm. Friedlich und still, mit einem Lächeln auf den Lippen — hatte er seine Reife nach den besseren Jagdgründen angetreten. Seine Hand umklammerte noch ein kleines Buch, in rothes Leder gebunden. Vom Lagerleben, vom Leben im Freien, durch den Thau und Regen der letzten Tage war es beschädigt. Ich nahm es mit mir, um es meiner Sammlung von Reliquien einzuwerfen. Auch das Abzeichen seines Regiments JF mit der stammenden Bombe und dem Adler darauf, das Erkennungszeichen der irischen Füsiliere, steckte ich zu mir. Nie werde ich das Bild vergessen.

Der mit Gras bewachsene Boden war zu feurig, die Zeit zu kurz; erneuertes Kanonendonner tönte in der Ferne, die Position war zu unsicher. Wir konnten ihn nicht bestatten.

Im Lager angekommen — ich hing unterwegs den traurigsten Gedanken nach — nahm ich das mit Staub bedeckte, mit Blut getränkte Büchlein zur Hand. Mein todter Füsilier hatte es in seiner Brusttasche getragen. Eine Mauerflugel hatte ihn durch die Brust getroffen, ein Granatplitter in der rechten Hüfte. Der Name, kaum zu entziffern, schien J. B. . . . von Collings zu sein. Kein Datum, nur Bruchstücke, theils nur hingeworfene Sätze, theils Erinnerung an die Belagerung von Ladysmith, bald mit Bleifeder geschrieben, in kleiner, einst deutlicher Handschrift, die ich in deutscher Uebersetzung wiedergeben will.

„Meine arme, liebe Lulu! Wie ist ihr der Abschied schwer geworden! Erst in den letzten Tagen vor meiner Abreise hat sie mir ihre Liebe gezeigt und be-

wiesen! Armes Mädchen! Sie hat mir versprochen, in meiner Abwesenheit stets meiner zu gedenken, und ihr schwarzes Kleid erst bei meiner Heimkehr mit den Farben der Jugend zu vertauschen.“

Schwarz schon erlitten sie beim Abschied auf Waterloo Station. Wie der Zug London verlassen hatte, schien alles schwarz vor meinen Augen zu sein. Ob wir uns je wiedersehen werden? Wie schön und friedlich war doch die Seereise! Mit welchem Muthe zogen wir hinaus in die Ferne. Wenn man, wie ich bisher, nur ein kurzes Soldatenleben getannt hat, an die Gesellschaft gewohnt ist, nur das Garnisonleben kennt, ist es schwer in das Feld zu ziehen und zu scheiden!“

Jetzt kamen einige Blätter mit Blutspuren überzogen, mit Blut getränkt. Unleferlich waren sie. Dann Entwürfe ganz privater Natur; Geldeinnahmen, Geldausgaben.

Dann: Ladysmith—November '99. „Warum nützen eigentlich die Buren ihre Erfolge nicht aus? Warum führen sie nicht? Sie sind ja in der Uebermacht, sie haben weniger, aber bessere Geschütze. Wir sind müde vom Wachen. Schlecht verpflegt, müde der Belagerung. Der erhoffte Erfas kommt nicht!“

Ob Lulu noch an mich denkt?

„Na, dann lasse ich Sie nur. Geh'n Sie lieber zu Ihrer alten Tante; die ist mir doch über!“

Früh, kurz nach 4 Uhr, sagten die Kanonen sich schon guten Morgen. Bang, bang, bang, tönt es unaufhörlich in meinen Ohren, eine schredliche Symphonie. Von Zeit zu Zeit, in unserem Thaltessel sah man hinter dem rothen Gelände das häßliche Gesicht des großen Belagerungsgeschützes, Long Tom, auftauchen. Feuer speiend, wie die Drachen der Kinderzeit; und dann sein graußiger Gesang! Viel Schaden richtete er nicht an, und man gewöhnte sich auch an seinen Aussehen und an seinen Höllenfang. Sein Bruder hatte es auf die Manchester in Jaesars Camp abgesehen, ein anderer Verwandter gleicher Sorte stand auf Bulwana Hill, vielleicht mehr als 5000 Yards entfernt. Die kleineren Kanonen hatten gegen unsern Ballon und dem Lager der Devons Schaden zugefügt, einige beherzten die Straße nach Helpmalaar. Andere der französischen und deutschen Sorte—made in Germany; ach, wie ich die Deutschen hasse, die den Buren zu Hilfe kamen — standen auf Lombards Kop und auf den Hügel in Nordwesten. Die Kanone im Westen beschäftigt sich nur mit unserm Vieh.

Die kleinsten Geschütze auf Lombards Kop, wahrscheinlich zwei Maxim's, die ganze Ketten von Schrapnels herübersandten, waren nicht zu sehen.

Erst kam das Geschütz, dann der Knall. Woher haben die Buren ihre militärische Taktik, woher nehmen sie den Muth, die englische Armee, uns Engländer, die Herren der Welt zu bekämpfen? Sie müssen von fremden Offizieren angeführt werden, von „foreign mercenaries“, die die in ihrem eigenen geknechteten Lande erlernten Kriegskünste gegen Geld verkauft haben.

Während des Bombardements sind die Civilpersonen meistens unter der Erde, so daß außer für leerstehende Gebäude, der Gefahr wegen verlassen, das Vieh und die nur seltenen Passanten keine Gefahr besteht. Das Bombardement ist eine recht unangenehme Sache, besonders am Morgen, bis man sich wieder an den Lärm und das Geräusch der plätschenden Granaten gewöhnt hat.

Wir sitzen hier, wie die Maus in der Falle, in der belagerten Stadt. Die Vorräthe werden knapper, ein Drittel der Leute liegt im Hospital oder ist todt, wir leben schon von Pferden und Mauleseln. Ein großer Theil des Viehes ist weggetrieben, weggeschossen oder unbrauchbar für die menschliche Nahrung. So leben wir schlimmer als im Gefängniß; am Morgen, wenn kaum die Sonne aufgegangen ist, blicken wir von unserem Thaltessel auf nach dem Hügel, der uns mit seinen eisernen Fingergreifen zu erdrücken droht. Die Hügel scheinen immer näher zu kommen. Draußen aber ist der Krieg!

Auf der Welt ist aber noch Friede und Liebe, nur nicht hier, nicht in Ladysmith.

24. Januar früh 4 Uhr. Seit zwei Tagen liege ich mit meinen armen Leuten (Stb) (wohl Regiments-

nummer?) in den Verhängerungen auf dem Spion Kop. Es ist mir so schweiß und bang um's Herz, es beschleicht mich wie ein Vorbote großen Unheils. Noch ein Schuß wird mich härten und mir Muth einflößen. Gibt es ein Wiedersehen nach dem Tode? Die alten Verse Homers, die ich als Junge in der Schule, im College zu Dunbridge Wells gelernt habe, kommen mir nicht aus dem Sinn: „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios brennt, Priamos Stadt und das Volk des langjährlingigen Königs.“

„Ach der Durst! Die unerträgliche Hitze. Die Fliegen!“

„Good bye, Lulu.“

Die letzten, ungelährten, Worte waren völlig unleserlich.

Eine denkwürdige Scene.

In einem italienischen Volkstheater gab man jüngst, wie die römische „Tribuna“ erzählt, ein großes, historisches Schauspiel, in welchem ein König die Thronrede verlesen sollte. Der Hof, die Geistes der Nation, die Vertreter der Provinz und des Heeres standen ernst und würdevoll auf der Bühne, zu beiden Seiten des Thrones, den Bewaffnete und Würdenträger umgaben. Der König, mit dem langen, mit Rankenfellen (Hermelin-Imitation) gefütterten „Purpurmantel“ besetzt, durchschritt die Bühne und steigt langsam und majestätisch die zum Throne führenden Stufen empor. Alle verneigten sich, und der Ministerpräsident überreicht ihm eine Papiertafel, die Thronrede enthaltend soll. Unter dem feierlichen Schmeigeln der Zuschauer entfaltet der König die Rolle, betrachtet sie und . . . merkt, daß er leeres Papier in der Hand hält. Der Requisiteur hatte sich geirrt. Was thun? Die Rede ist sehr lang; es ist unmöglich sie mit Hilfe des Souffleurs herzusagen; der Souffleur ist übrigens zu weit entfernt und kann von dem unangenehmen Irrthum nicht in Kenntniß gesetzt werden. Was thut? Durch den Kopf des Königs geht ein genialer Gedanke. Nachdem er einen zweiten würdevollen Blick auf das weiße Papier geworfen, rollt er es wieder zusammen, giebt es dem Ministerpräsidenten und sagt mit befehlendem Tone: „Lesen Sie!“ Der Ministerpräsident wird durch diese unerwartete Aenderung ein wenig aus der Fassung gebracht; trotzdem nimmt er die Rolle und entfaltet sie. Der kleine Scherz, den sich der König erlaubt hat, wird ihm sofort klar; er rollt die Thronrede wieder feierlich zusammen, nimmt einen prächtigen Rüstingorden von feiner Brust, legt ihn sammt der „Thronrede“ zu den Füßen des Königs nieder und sagt mit großer Würde: „Majestät! da ich mit dem Inhalt der Thronrede nicht einverstanden bin, gebe ich meine Demission.“ Sprichst und verläßt die Bühne, ohne erst auf Antwort zu warten.

Die dummen Deutschen.

Der kleine Herzog Heinrich von Bordeaux, Enkel Karls des Zehnten von Frankreich (geboren am 29. September 1820, gestorben als Graf von Chambord am 24. August 1883 in Frohsdorf bei Wien), war ein sehr lebhaftes und geistig reges Kind. Nur die deutsche Sprache war ihm ungewohnt. „Warum muß ich nur eigentlich Deutsch lernen?“ fragte er eines Tages seinen Lehrer, Herrn Gollard.

„Weil zu Frankreich eine Provinz gehört, in der deutsch gesprochen wird.“

„Wie? Zu Frankreich gehört eine Provinz, in der deutsch gesprochen wird?“

„Gewiß, gnädiger Herr, das Elsaß.“

„Aber es sind doch Franzosen und sie sprechen trotzdem kein Französisch?“

„Diese Provinz kam erst unter Ludwig dem Bierzehnten zu Frankreich, vorher gehörte sie zu Deutschland.“

„Wie lange ist das her?“

„Ungefähr hundertachtzig Jahre.“

Der kleine Herzog brach in lautes Gelächter aus. „O, diese dummen Deutschen! Sie gehören seit hundertachtzig Jahren zu Frankreich und haben in dieser langen Zeit noch nicht einmal Französisch gelernt! Aber ich will es sie schon lehren, wenn ich einmal König bin!“

Er hat keine Gelegenheit gefunden, diesen schönen Vorlass auszuführen, denn sein Großvater mußte bereits 1830 wieder vom Thron herabsteigen.

Zärtlicher Vater.

„Ich kann trotz allen Bemühens nicht herausfinden ob mein Sohn irgend eine besondere Anlage oder Vorliebe zu etwas hat.“

Philosoph: „Welche Versuche haben Sie gemacht, das zu erkennen?“

„O, sehr verschiedene. Ich schenkte ihm eine kleine Buchdruckpresse, eine Dampfmaschine, einen hübschen Farbenkasten, eine Sammlung von Werkzeugen und noch andere sorgsam ausgewählte Dinge, um zu sehen, ob er Neigung für die Literatur, die Mechanik, für die Kunst, für ein Gewerbe, oder für sonst etwas habe, und doch bin ich jetzt in dieser Beziehung nicht klüger als zuvor.“

„Was machte der Knabe denn mit den Sachen?“

„Er hat sie alle miteinander zerbrochen.“

„Aha, ich verstehe. In dem Jungen steckt ein späterer Mobelpolitur!“

Karios.

Wenn sich Kinder um eine Birne streiten, wird diese zum Zantapfel.